

**Bernhard Vogel**

## **„Akademiker – Kapital für die Zukunft“**

**Rede des Thüringer Ministerpräsidenten beim akademischen Festakt zum 150. Stiftungsfest des Gießener Wingolf am 1. Juni 2002 in der Aula der Justus-Liebig-Universität Gießen**

Sehr verehrter Herr Schröder,  
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Zum 150. Stiftungsfest des Gießener Wingolf meine ganz herzlichen Glückwünsche!

Es ist schon angedeutet worden: Es gibt gleich mehrere Gründen, warum ich gerne zu Ihnen gekommen bin und mich über Ihre Einladung sehr gefreut habe.

Zunächst, in der Tat, weil mich mit Gießen viel verbindet. Meine Kindheit vom vierten bis zum 17. Lebensjahr habe ich hier verbracht, und mein Schulweg hat mich auch an diesem Gebäude und natürlich auch an der Ludwigstraße vorbeigeführt. Damals noch Ludwigs-Universität, dann fast vom Erdboden verschwunden, fast auch nicht als Universität wieder erstanden, und heute als Justus-Liebig-Universität wieder eine bedeutende Ausbildungsstätte. Ich bin dankbar für die Prägung, die ich hier in Gießen gefunden habe.

Ich sehe, es entwickelt sich etwas weiter: Ein Wetzlarer Kammerorchester spielt in Gießen, und dabei kommt Beifall auf.

Aber ich bin auch gerne hier, weil ich mich mit dem Wingolf durch eine Reihe meiner Freunde verbunden fühle und weil ich weiß, dass dieser Wingolf mit Thüringen verbunden ist. 1850 hat der Wingolf erstmals auf der Wartburg, der deutschesten aller deutschen Burgen, ein „Wartburgfest“ veranstaltet. 33 Jahre, nachdem dort Jenaer Burschschafter 1817 die Freiheitsbewegung gegründet haben und zum ersten Mal die schwarz-rot-goldenen Farben als Fahne gezeigt haben – eine Tradition auch für Sie. Eine Tradition Ihres Bundes, die nach der Wiedervereinigung wieder aufgenommen worden ist und Sie alle zwei Jahre am „Himmelfahrts-Wochenende“ nach Eisenach führt. Es ist so selbstverständlich, dass ein Thüringer Ministerpräsident nach Gießen kommt und

hier spricht. Wir sollten die Freude darüber, dass das wieder selbstverständlich geworden ist, bitte nicht ganz vergessen. Und es ist erfreulich, dass es den Wingolf wieder in Jena und dass es den Wingolf neuerdings auch in Erfurt gibt.

Und natürlich ist für uns in Thüringen Paul Schneider, der „Prediger von Buchenwald“, bedeutsam, der wegen seines mutigen und furchtlosen Bekenntnissen für seinen Glauben, für Freiheit und Nächstenliebe, für den Widerstand gegen ein Unrechtsregime, bereits 1939 im Konzentrationslager Buchenwald zu Tode gefoltert worden ist. Sein Grab drüben im Hunsrück im Rheinland-Pfälzischen, sein Tod in Buchenwald im Thüringischen und das Gedächtnis an ihn hier beim Wingolf in Gießen verbindet uns.

Das Beispiel von Paul Schneider – für seinen Glauben einzustehen und Verantwortung für andere zu übernehmen – zieht sich durch die Geschichte Ihres Bundes. Von den Vorläufern im Vormärz, in der Zeit der deutschen Romantik, bis in unser Jahrhundert. Freundschaft zu bieten, so wie es der „Wingolf“, der Tempel der Freundschaft in den Oden Klopstocks wiedergibt. Das ist keineswegs altmodisch, sondern richtig betrachtet, hochmodern und hochaktuell.

Wir haben in Erfurt gerade in furchtbarer Weise gespürt, wohin es führt, wenn Menschen miteinander in einem Hause leben und nichts voneinander wissen. Das sollte uns zu denken geben.

Sie haben mich gebeten, Herr Schröder, etwas zum Thema „Akademiker – Kapital für die Zukunft“ zu sagen. Was heißt das? Ich glaube, „Akademiker – Kapital für die Zukunft“, das heißt, dass aus unseren Hochschulen und Universitäten und – in Vorbereitung dazu – aus un-

seren Schulen junge Menschen für einen Beruf eigener Art, eben als Akademiker ausgebildet werden. Und es heißt, dass sie diese Ausbildung nicht nur für sich selbst erfahren und dass sie nicht nur für sie selbst von Bedeutung ist, sondern dass die Ausbildung der Akademiker für unsere ganze Gesellschaft von Bedeutung ist. Und es heißt drittens, dass die alte Formel, Wirtschaft basiere auf Kapital, Boden und Arbeit, so nicht mehr stimmt. Bildung und Ausbildung kommen als vierte Säule hinzu, vielleicht sollte man sogar sagen, sie ist zur ersten und wichtigsten Säule der Wirtschaft geworden. Bildung und Ausbildung sind vielfach an die Stelle von Kapital und Boden getreten. Und das heißt schließlich viertens, dass Bildung und Ausbildung in der Wissensgesellschaft von heute global, und das heißt weltumspannend, sein müssen und sich nicht mehr auf einen Staat, auf eine Nation, auf ein Land eingrenzen lassen.

Akademiker wird man nicht durch Geburt. Durch den unbedingten Willen, etwas zu leisten, kann man zum Akademiker werden, das heißt – es beißt die Maus keinen Faden ab – Akademiker wird man nur durch das, was man selbst leistet. Nichts was andere für einen leisten. Ohne Leistung, ohne Leistungsbereitschaft ist jede Schule, ist jede Hochschule wirklichkeitsfremd. Vor Konkurrenz und Wettbewerb zu schützen, Menschen zu unterfordern, das wäre der falsche Weg. Elite setzt Wettbewerb und setzt Konkurrenz voraus.

Seinerzeit hatten wir in Deutschland nicht unverständlicher Weise, sondern sehr verständlicher Weise ein bisschen Mühe, von Eliten zu sprechen. Weil dieser Begriff, wie viele andere Begriffe auch, missbraucht worden ist. Aber ich meine, man dürfte nicht zulassen, dass richtige Begriffe, nur weil sie missbraucht worden sind, nicht mehr verwendet werden, wie das gelegentlich durch Kategorisierung bei uns in Deutschland geschieht. Wir brauchen Eliten und zwar nicht nur Wissenseliten, sondern auch moralische Eliten, auch staatsbürgerliche Eliten, meine ich.

Wenn ausländische Unternehmen heute in Deutschland investieren, dann tun sie das gewiss nicht wegen unserer Lohnnebenkosten,

dann tun sie das gewiss nicht wegen unseres Steuersystems, und dann tun sie es erst recht nicht, weil bei uns besonders hoher Reichtum an Rohstoffen vorhanden wäre. Nein, sie tun es, weil sie auf eine Ressource hoffen, die wir anbieten können, und diese Ressource heißt Intelligenz, Kreativität, Engagement und Leistungsbereitschaft.

Es ist eine wesentliche Folge der Globalisierung, dass nicht mehr der Anspruch, gut zu sein, genügt, sondern dass sich der Anspruch, gut zu sein, wettbewerbsfähig zu sein, im internationalen Wettbewerb bewähren muss. Ich weiß, der Begriff ‚Globalisierung‘ löst breite Diskussionen aus, und man sollte die so genannten Globalisierungsgegner auch nicht, ohne mit ihnen zu sprechen, verbannen, sondern man sollte die Auseinandersetzung mit ihnen suchen und man sollte ihnen klar machen, dass Globalisierung Probleme aufwirft, dass Globalisierung aber Ansprüche beseitigt, die nicht mehr gerechtfertigt sind und Chancen gibt, die es bisher nicht gab. Ein junger Mann in Indien hat heute grundsätzlich vergleichbare Chancen und er hatte sie über Jahrtausende nicht.

Im Zeitalter der Globalisierung, in dem Rohstoffe in kürzester Zeit von einem zum anderen Ort gebracht werden können, in dem große Mengen von Informationen in hundertstel Bruchteilen von Sekunden weltweit verfügbar sein können, in einer solchen Situation ist es von entscheidender Bedeutung, dass wir in Deutschland auf das Wissen und auf die Ausbildung als einen zentralen Standortfaktor setzen können. Und je weiter sich die Welt globalisiert, umso mehr wird das zu unserem eigentlichen und langfristig wohl einzigem Standortvorteil.

Der Weg zum Akademiker führt in der Regel über das Abitur oder über das Fachabitur. Und deswegen beginnt der Aufbau akademischer Eliten genauso wie der Aufbau anderer Eliten durch das, was in der Schule kundgegeben wird. *„Nur eine lernende Gesellschaft ist eine zukunftsfähige Gesellschaft“*, und um diese Zukunft machen sich viele, insbesondere seit der Veröffentlichung der so genannten PISA-Studie, Sorgen. Eine Studie, die weltweit Vergleich

che anstellt und die seit Monaten Anlass zu einer neuen und breiten bildungspolitischen Diskussion gibt. Dass sie das tut, ist gut. Die PISA-Studie ist nicht das letzte und nicht das einzige Wort zu diesem Thema, aber sie gibt einen Anstoß. Sie ist nicht das letzte und das einzige Wort, weil sie teilweise Äpfel mit Birnen vergleicht. Man kann Schulsysteme verschiedener Kulturkreise nicht so einfach miteinander vergleichen. Natürlich schneiden Japan oder Korea besser ab, aber die Paukschulen von Japan und Südkorea sind für uns kein Vorbild. Wir wissen auch, dass Japan leider auch an der Spitze der Statistik der größten Zahl von Selbstmorden Jugendlicher steht. Und auch das muss dabei berücksichtigt werden. Wir wollen in Deutschland Schulen, die die Offenheit unserer Gesellschaft widerspiegeln, die die Vielfalt der Chancen und Möglichkeiten, die die Zukunft für die jungen Menschen bietet, erfahrbar machen. Ich füge ausdrücklich hinzu, natürlich müssen sie auch nach dem Geschehen in Erfurt Orte der offenen Kommunikation bleiben. Schulen dürfen nicht in Festungen verwandelt werden. *„Die Schulen“*, das hat Comenius, einer der großen Pädagogen des 16. Jahrhunderts, schon richtig gesagt, *„die Schulen sind Werkstätten der Humanität, indem sie ohne Zweifel bewirken, dass die Menschen wirklich Menschen werden.“* Schulen müssen mehr sein als Anstalten zur Stoffvermittlung. Schulen müssen Werte vermitteln. Wissensvermittlung und Erziehung ist Aufgabe der Schule, auch wenn das in der Vergangenheit gelegentlich in Frage gestellt worden ist. Ich glaube, die Schulen, die Lehrer müssen ermuntert werden, Mut zur Erziehung zu haben. Und Erziehung gedeiht mit Zuwendung, aber auch mit der Einübung von Regeln und Gesetzen. Erziehung geschieht mit Liebe, aber nicht Beliebigkeit! Erziehung lebt vom Vorbild. Wir haben gerade in Erfurt erfahren, dass vorbildliche Lehrer an dieser Schule unterrichtet haben: Eine Lehrerin ist drei Mal in das Gymnasium zurückgekehrt, um Kinder zu retten, und beim dritten Mal ist sie erschossen worden.

Es ist nicht gut, dass in der deutschen Öffentlichkeit allzu oft ein Bild des Lehrers gezeichnet wird, das seinen Aufgaben nicht gerecht wird.

Es ist nicht nur schlecht, dass gelegentlich auch hochrangige Politiker sehr abfällig über Lehrer sprechen. Schlechter ist, dass, wenn sie das tun, sie dann auch noch Beifall finden. Lehrer sind für die Zukunft einer Gesellschaft von herausragender Bedeutung. Dass es unter ihnen gute und bessere gibt, unterscheidet sie von keiner anderen Berufsgruppe, die es in der Welt gibt.

Aber wir müssen begreifen, dass die Anforderungen an Lehrer in Schule und Hochschule heute andere sind als vor vier oder fünf Jahrzehnten. Oft stehen Lehrer vor der schier unlösbaren Aufgabe, Sozialarbeiter, Erzieher, Bildungsvermittler, Vorbilder, Autoritätspersonen und Vertrauenspersonen in einem sein zu sollen. In der Diskussion sollten wir uns nicht von pädagogischen Mythen beeinträchtigen lassen: Das Bild eines angeblich begeistert-selbstlernenden Schülers, dem nur ein „Lernmoderatur“ zur Seite gestellt werden müsse, entspricht vielleicht den Vorstellungen einer „Spaßgesellschaft“, aber es entspricht nicht den Realitäten: Der Lehrer bleibt die entscheidende Person im Unterricht, sowohl in der Schule wie in der Universität.

Wir werden nichts daran ändern können, dass es Menschen mit unterschiedlichen Anlagen und Fähigkeiten und mit unterschiedlichen Begabungen gibt. Gott sei Dank und nicht leider Gottes ist das so! Es wäre schrecklich, wenn ein Mensch nur dann Erfüllung fände, wenn er Universitätsprofessor werden kann. Es wäre schrecklich, wenn unsere Gesellschaft nur aus Spitzenkräften bestünde. Gott sei Dank gibt es Unterschiede, nur müssen wir einsehen und müssen Eltern einsehen, dass die Fähigkeiten unterschiedlich sind und dass ihr Kind die Schule besuchen sollte, die seinen Fähigkeiten entspricht, und nicht die Schule, die den Wunschvorstellungen der Eltern entspricht, und dass zur richtigen Entscheidung der Rat des Lehrers gebraucht wird. Eltern tun Kindern nichts Gutes, wenn sie sie auf eine Schule schicken, auf der sie permanent überfordert sind.

Damit füge ich hinzu, der beste Lehrer kann seinen Erziehungsauftrag nicht erfüllen, wenn die Eltern ihren Erziehungsauftrag nicht erfüllen. Der beste Lehrer ist überfordert, wenn in

die erste Klasse der Schule ein Kind kommt, das die entscheidendsten und prägendsten Jahre des Lebens versäumt hat. Deswegen müssen wir vielleicht ein wenig mehr als in der Vergangenheit – und nicht nur in Wahlkämpfen – sagen, wie wir die finanziellen Rahmenbedingungen der Eltern verbessern. Und ein bisschen mehr, was Rechte und Pflichten der Eltern gegenüber den Kindern sind, nämlich beispielsweise Zeit für Kinder zu haben.

Die bildungspolitische Diskussion in Deutschland wird in den nächsten Monaten und Jahren sowohl von PISA wie von Erfurt befruchtet und beeinflusst werden. Die einen waren noch dabei, mehr Leistung zu fordern, als die anderen schon begannen, jede Benötigung zu verbannen. Beides muss berücksichtigt werden, und der ganze Plunder an bildungspolitischen Ideen der vergangenen 20 Jahre sollte meines Erachtens ernsthaften Überlegungen zur Aufgabe von Schule und Hochschule, zur Aufgabe von Lehrern und Hochschullehrern, zur Aufgabe von Eltern und zur eigenen Verantwortung jedes einzelnen Menschen weichen.

Zum Begriff der Elite gehört für mich auch, dass sich Menschen in den Dienst der Allgemeinheit stellen, dass Menschen für andere da sind und sich für andere engagieren. Sie kennen den Kennedy-Satz: *„Frage nicht, was der Staat für dich tun kann, frage, was du für den Staat“* – oder lasst uns besser sagen, für das Gemeinwesen – *„tun kannst.“* Frage, was du für dich tun kannst und was du für den anderen tun kannst. Ich bin der Meinung: Egoismus heißt ein Zentralbegriff unserer Gegenwart. Gemeinsinn müsste die Tugend der Zukunft sein, wenn wir uns im Egoismus nicht auf Dauer verfangen wollen.

Adorno hat einmal gesagt: *„Zur Elite darf man ja gerne gehören, man sollte nur nicht darüber reden.“* Ich bin anderer Meinung: Im Gegenteil, wir brauchen eine Elite, die Bereitschaft zur Verantwortung zeigt und die sich den Aufgaben innerhalb eines demokratischen Staates stellt, eine Verantwortung über die reinen Vertretungen von Gruppeninteressen hinaus. Es geht eben nicht nur um die fachliche Kompetenz, es geht auch um die soziale Kompetenz. Wer andere führen will, muss Vorbild sein und

muss Orientierung geben können. Oder lassen Sie es mich so sagen: Wir dürfen keine „kalten Eliten“ heranbilden, wie sie Goethe in den Wahlverwandtschaften hinterfragt: *„Wer ist so gebildet, dass er nicht seine Vorzüge gegen andere manchmal auf eine grausame Weise geltend macht?“* Akademische Bildung, ein erfolgreiches Studium, darf durchaus Anlass zum Stolz sein, aber kein Anlass zur Überheblichkeit. Man könnte das Postulat des Grundgesetzes, dass Eigentum verpflichtet, auch auf den Besitz von erfolgter Ausbildung beziehen. Auch Akademiker seien verpflichtet, nicht nur einige. Im Grundgesetz-Artikel 5 heißt es: *„Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei.“* Und der nächste Satz: *„Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung.“* Das bedeutet, dass die wissenschaftliche Freiheit ein sehr hohes Gut ist, dass sie aber nicht unbegrenzt ist, sondern dass sie ihre Grenze hat, wo sie in der Gefahr steht, menschliche Würde zu verletzen. Denn *„Die Würde des Menschen ist unantastbar“* steht – vor der Wissenschaftsfreiheit – im Artikel 1 des Grundgesetzes und gehört zu den unveränderlichen Bestimmungen des Grundgesetzes. Das heißt im Klartext, dass Freiheit ohne Verantwortung und Freiheit ohne Wertorientierung nicht möglich ist. *„Schrankenlose Freiheit endet in unumschränkter Despotie“*, so hat es Dostojewski einmal zu recht gesagt. Daraus ergibt sich: Der Mensch darf nie zum Objekt von Forschungs- und Wirtschaftsinteressen werden. Er hat Vorrang, und die Unantastbarkeit seiner Würde, die sich für uns Christen aus seiner Gottesebenbildlichkeit ableitet, kann nicht gegen wissenschaftliche, technische, wirtschaftliche Interessen abgewogen werden. Dass gerade eine christliche Studentenverbindung immer wieder über Werte in Wissenschaft und Forschung diskutiert, das, meine ich, ist selbstverständlich. Und dass zu dieser Diskussion auch gehört, dass das christliche Menschenbild davon ausgeht, dass die menschliche Freiheit eben bedeutet, gut und böse sein zu können. Dass es eine Irrlehre ist zu glauben, der Mensch sei gut und werde nur durch die Umstände möglicherweise zu Bösem verführt.

Eines – meine ich – sollten wir vermeiden: Dass wir in der Diskussion um den technologischen Fortschritt und seine Grenzen nur die Risiken sehen und nicht auch die Chancen. Natürlich müssen wir über die Grenzen und Folgen wissenschaftlichen Handelns diskutieren. Aber wir neigen in Deutschland gelegentlich dazu, von einem ins andere Extrem zu verfallen: Wir dürfen keine Stimmung schaffen, in der Kreativität und Innovationsfreude, in der Forscherdrang und natürliche Neugier gelähmt werden. Wir sollten den Blick nicht dafür verlieren, dass die wissenschaftliche Forschung, dass die Fortschritte etwa in der Biomedizin und der Gentechnologie nicht nur gebraucht werden, weil Wissenschaftler forschen, sondern dass wir unsere Lebensbedingungen dadurch verbessern können, und weil sie dem wissenschaftlichen Fortschritt und der wissenschaftlichen Entwicklung dienen können. In diesem Zusammenhang: Wir dürfen nicht nur ständig über die Schwierigkeiten der Gesundheitsreform sprechen, sondern auch einmal bemerken, dass wir aus einem höchst erfreulichen Grund darüber sprechen: Die Menschen leben länger. Die Wünsche, die ein Student an seine Tante schreibt, ein langes Leben haben zu sollen, gehen in Erfüllung. Dass wir darüber diskutieren müssen, was das für Folgen hat, ist richtig, aber es ist falsch, dass wir uns nicht einen Augenblick Zeit nehmen zu sagen, die Fortschritte der Medizin sind großartig und erfüllen Wünsche, und jetzt wollen wir darüber reden, welche Schwierigkeiten damit verbunden sind. Es gehört zu der Grundstimmung in Deutschland, keine Zeit für objektive Betrachtungsweisen zu haben und es im Grunde kritikwürdig zu finden, wenn man sich einen Augenblick lang über irgendetwas freut.

Wenn Akademiker Kapital für die Zukunft sein sollen, dann setzt das auch voraus, dass wir unsere Einstellung zu Wissenschaft und Forschung überprüfen: Es waren deutsche Wissenschaftler, die Computer, Mikroprozessoren, Telefax und Compactdisc als erste entwickelt haben. Aber es waren Amerikaner und Japaner, die diese Schlüsseltechnologien als erste zur Anwendung gebracht haben und sie

erfolgreich vermarktet haben. Hier drängt sich doch die Frage auf: Was machen wir falsch? Wir sehen es gerade beim Transrapid, wir haben ihn entwickelt, aber wir zeigen der Welt nicht, dass man ihn auch fahren kann. Das machen die Chinesen. Wir berichten von dem Ursprung einer der großen Computerfirmen der Welt in einer Garage in Kalifornien. Bei uns stünden schon sieben Verordnungen dagegen, dass in einer Garage überhaupt etwas erfunden werden darf. Wir müssen uns auch die Frage stellen: Sind wir zu langsam? Sind wir nicht auf der Höhe der Zeit? Wir müssen nicht nur Forschungs- und Wissenschaftsfeindlichkeit vermeiden, wenn wir international wettbewerbsfähig sein wollen. Wir müssen uns in der gesamten bildungspolitischen Debatte Gedanken darüber machen, was wir ändern und was wir reformieren wollen. Die ewigen Strukturdebatten sind nicht nur langweilig, sie sind vor allem nicht zielführend. Inhaltsdebatten sind notwendig. Wenn ich es recht sehe, sind wir uns ja in einem einig: Es geht darum, die Leistungs- und Innovationsfähigkeit der deutschen Hochschulen und der deutschen Forschungseinrichtungen zu stärken. Das ist gut. Vor allem für Nachwuchswissenschaftler sollen deutsche Hochschulen attraktiver werden, damit die besten Köpfe nicht mehr, wie bisher zu häufig geschehen, ins Ausland gehen, sondern dass sie im Inland wirken. Wobei auch hier eine gewisse Relativierung notwendig ist: Ein paar Jahre Ausland sind nützlich. Es muss nur der Reiz bestehen, wieder zurück zu kommen, und nicht die Gefahr bestehen, draußen zu bleiben. Die deutschen Universitäten sind, wenn ich das als Fußnote anmerken darf, nach meiner Überzeugung bei weitem nicht so schlecht wie ihr Ruf, aber sie sind noch lange nicht so gut, wie sie sein könnten. Es ist ja in Deutschland Mode, sich mit Amerika zu vergleichen, meistens greift man dann irgend ein Beispiel heraus und lässt das Umfeld unverglichen. Es ist gar keine Frage: Harvard und Stanford und Berkeley und andere Universitäten sind unseren Universitäten weit überlegen, allerdings um den Preis, dass Hunderte von amerikanischen Universitäten in ihrem Niveau erheblich hinter den deutschen Universitäten liegen. Wir sollten die ge-

nerelle Qualität erhalten, aber Spitzenuniversitäten möglich machen, und das setzt Wettbewerb zwischen den Universitäten voraus und nicht Einheitlichkeit.

Ein Kernpunkt der Reform an den Hochschulen ist die Neugestaltung des Qualifikationsweges zur Professur. Eine Juniorprofessur von längstens sechs Jahren soll künftig die Habilitation als Einstiegsvoraussetzung ersetzen. Mit der Juniorprofessur soll der wissenschaftliche Nachwuchs früher als dies Habilitanden können, eigenverantwortlich lehren und forschen und, sobald sich Gelegenheit dafür ergibt, auf einen Lehrstuhl wechseln.

Ich glaube, in dieser Idee liegt ein guter Ansatz, nur frage ich mich, ob wir, was wir in Deutschland ebenfalls gerne tun, immer alles über einen Kamm scheren sollten. Im Bereich der Ingenieur- und Naturwissenschaften erweist sich eine schnellere Qualifikation als sinnvoll. Aber in den Geisteswissenschaften gibt es eine andere Fächerkultur. Deswegen bin ich der Meinung, dass die Juniorprofessur geschaffen werden soll, aber nicht zum einzigen Weg der Qualifikation gemacht werden darf.

Es ist ein Fehler, die Habilitation nur deswegen abzuschaffen, weil man den Juniorprofessor einführt. Wenn wir der unterschiedlichen Fächerkultur gerecht werden wollen, muss es zumindest in bestimmten Disziplinen die Habilitation oder – wie man auch sagen kann – das „zweite Buch“ als Nachweis wissenschaftlicher Kreativität auch in Zukunft geben. Aus diesem Grund haben wir auch beschlossen, notfalls die Hilfe des obersten Gerichtes in Anspruch zu nehmen, um die Habilitation als ein Weg zur Professur auch für die Zukunft zu erhalten.

Wir haben zu lange Studienzeiten in Deutschland. Nach dem OECD-Bericht liegt das typische Alter für einen Erstabschluss in Deutschland bei 25 bis 26 Jahren. In vergleichbaren Ländern beim Bachelor bei 21 bis 22 Jahren und beim Master bei 24 bis 25 Jahren. Es ist nicht zu verantworten, dass die Deutschen die ältesten Absolventen der Hochschulen und gleichzeitig die jüngsten Pensionäre in ganz Europa haben. Das kann nicht aufgehen. Ich bin froh, dass wir in Sachsen und in Thüringen am

achtjährigen Gymnasium festgehalten haben, und ich erlebe jetzt, dass andere in Westdeutschland uns das nachmachen. Es gibt auch einmal Beispiele, wo nicht der Osten vom Westen, sondern wo auch einmal der Westen vom Osten etwas lernen kann. Wobei ich natürlich weiß, dass die kürzeren Studienzeiten im Osten etwas mit dem besseren Betreuungsverhältnis, etwas mit der besseren Relation zwischen Studenten und Professoren zu tun haben. Aber entscheidend sind Studienpläne, um es so zu sagen, die dem Studenten helfen, nicht nur nach dem Abitur die Universität zu betreten, sondern das Labyrinth auch wieder verlassen zu können. Was manche, fast zu viele, nicht schaffen. Ich glaube, auch darauf müssen Studenten mit hinwirken. Es ist gut, dass man sie in diese Entscheidung mit einbezieht und ihre Erfahrung ebenfalls für die Entscheidung mit zu Grunde legt.

Max Frisch hat einmal gesagt, und das passt gut zur gegenwärtigen Situation im Bildungs- und Hochschulwesen: *„Die Krise ist ein produktiver Zustand. Man muss ihr nur den Beigeschmack der Katastrophe nehmen.“* Das tun wir in Deutschland selten, wir haben geradezu eine gewisse Krisenlust, und das hat einen Grund. Wenn man eine richtige Krise herbeiredet, eine richtige Katastrophe, dann lähmt man jeden, damit fertig zu werden, und dann nimmt man jedem jede Dynamik, das zu überwinden. Griechisch ist dort drüben, als das Gymnasium noch um die die Ecke war, noch gelehrt worden. Griechisch wird heute leider Gottes nur noch sehr wenig an Schulen gelehrt und darum wissen auch nur noch wenige, dass Krise eben nicht Katastrophe, sondern Wendepunkt heißt, und dass das eben nicht eine Katastrophe sein muss.

Ich meine deswegen, dass wir bei allen Problemen, die zu lösen sind, keinen Grund zu Pessimismus, sondern Grund zu Optimismus hätten. Wir haben an den Universitäten ein großes Potenzial an motivierten Lehrkräften und außerordentlich motivierten Studenten. Den Bildungsstandort Deutschland schlecht zu reden, das bringt niemanden weiter, sondern: Eintreten für Wettbewerb, auch für den Wettbewerb um Reformkonzepte. Ein Wettbewerb um die

Forschungs- und Bildungsförderung, ein Wettbewerb um die richtigen Zielsetzungen und um die klügsten Köpfe tut Not. Denn die „klügsten Köpfe“ – sie sind das wichtigste Grundkapital, das wir in Deutschland haben. Und auf dieses Kapital sollten wir auch in Zukunft setzen.

Und ich wünsche mir, dass der Gießener Wingolf dazu beiträgt. Wissen Sie, eine Feier, bei der man einer langen Bestandszeit gedenkt, macht natürlich Sinn. Aber sie macht eigentlich nur Sinn, wenn man über das Gedenken an die Vergangenheit und über den Stolz auf die Tradition hinaus auch den Willen demonstriert, für die Zukunft aktiv zu bleiben. Wer nur 150 Jahre

feiert, tut etwas sehr Taktvolles: Er erinnert an Generationen, die notwendig waren, deren Einsatz notwendig war, dass das 150. erreicht worden ist. Wer die 150-Jahr-Feier nicht auch dazu nutzt zu sagen, wir wollen so weitermachen, damit es auch eine 200-Jahr-Feier gibt, der hat – glaube ich – die wirkliche Botschaft nicht verstanden.

Es gibt den wunderschönen Satz: *„Tradition ist nicht Asche, die man verwahrt, sondern es ist ein Feuer, das man am Brennen hält.“*

Ich wünsche dem Wingolf in Gießen, dass er das Feuer am Brennen hält und nicht Asche verwahrt.